

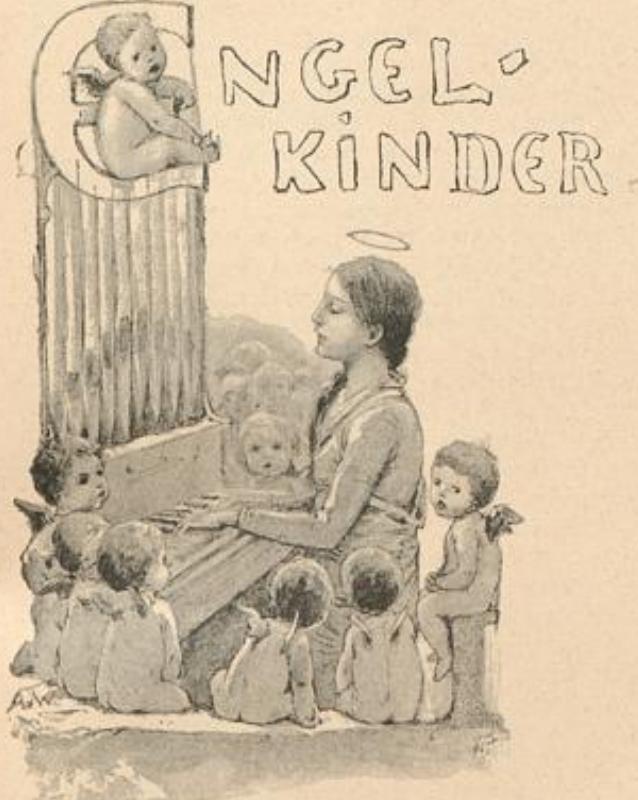
Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest. 19. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorauszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 1. October 1894.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorauszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXI. Jahrg.



Sanct. Cecilia gibt den Engelfkindern das Marienlied ein.

Nachdruck verboten.

Ein reiches Mädchen.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(7. Fortsetzung.)

Doch ich kenne Ihr Leben!" rief Dora.
"Durch den Mund meiner Verwandten!"
"Ja, und Sie thun diesen Verwandten unrecht, glauben Sie es nur!"
Theo schüttelte den Kopf, blickte sie wieder prüfend an und sagte dann leise: „Es scheint in der That, daß ich diesen Rathens unrecht gehabt habe; — freilich, ich kenne sie fast gar nicht, und man ist so leicht geneigt, Ungünstiges zu glauben, wenn einen das Leben so gezaust hat, wie mich. Aber ich will mich gern geirrt haben. Sie sind ja in diesem Hause und Sie sprechen so — so ganz unbegreiflich für mich. Und dann bin ich ja auch Herrn von Rathen zu Dank verpflichtet. Aber er ist es auch nicht, von dem ich abhänge oder vielmehr abhing. — Doch das ist alles sehr unerquidlisch; reden wir von anderem!“

„Ich möchte doch gerade gern darüber mit Ihnen sprechen, denn es thut mir so leid, daß Sie von Menschen, die Ihnen nahe stehen, und die wirklich im Grunde gut sind, schlecht denken.“

„Das thut Ihnen leid? Warum?“

„Weil Sie Sich dabei unglücklich fühlen müssen!“

Wieder flog ein fragender Blick zu ihr hinüber, ein Blick, in dem eine stumme, schroffe Abweisung lag, der sich dann aber schnell veränderte, während er auf dem rosigen Gesicht ruhte, dessen liebliches Oval ihm halb zugewendet war. So herzlich theilnehmend und dabei so unschuldig unbefangen sahen ihre blauen Augen zu ihm auf, daß seinem inneren Widerprüche zum Trost ein warmes Gefühl ihn durchzuckte, als habe ein Sonnenstrahl sein Herz getroffen. Er schwieg und wandte den Blick der halb ländlichen Landschaft vor ihnen zu. Gelbe Blätter hingen noch an einzelnen Baumzweigen; ab und zu wirbelte ein Windstoß darüber hin, daß sie goldglänzend zwischen den braunen Ästen und dem lichtblauen Himmel herabflatterten. Vorbereitung zum Winter ging es durch Theo's Gedanken, und er wunderte

sich, daß diese Vorstellung ihn nicht traurig mache, wie sonst. Doch Wahrnehmung und Betrachtung zuckten nur blitzeartig durch sein Hirn. Sein Blick kehrte zu Dora zurück. Sie sah ihn nicht mehr an; ein Ausdruck stiller Trauer lag auf ihren Zügen. Man hatte einen der wenig betretenen Wege in der Nähe des Bahnhofes Zoologischer Garten eingeschlagen. Die Kinder liefen voran, ohne sich weiter um die beiden „Großen“ zu kümmern, und bei der Stille ringsum schien es Theo, als sei er mit seiner Begleiterin dem Stadttreiben weit entrückt. Das junge Mädchen, das ihm vor einer Stunde noch völlig fremd gewesen, und dem gegenüber er plötzlich ein eigenthümliches Gefühl des Kennens und Verstehens hatte, erschien ihm wie ein Wesen, das nicht in das moderne Leben hineingehört, das zwischen eigenen Grenzen steht und außerhalb der gewöhnlichen Grenzen beurtheilt werden muß.

„Sie werden den Mut nicht verlieren, nicht wahr?“

sagte sie jetzt leise und eindringlich, „und werden versuchen, wieder zu vertrauen, den Menschen und — dem Leben! Warum sollte Ihre Zukunft sich nicht noch einmal schön und hell gestalten?“

„Meine Zukunft? — Sie ist mir freilich viel schuldig, wenn sie mir die Vergangenheit vergüten soll!“

„Erzählen Sie mir etwas von dieser Vergangenheit, bitte!“

Er sah wieder nach den gelben Blättern, davon eines jetzt vor ihre Füße geweht wurde. Er wies darauf hin.

„Da, so wie dieses Blatt war ich: überall überflüssig, ohne Halt, ohne Heim, mit Füßen getreten! — Glauben Sie mir,

Woher wissen Sie das?“

„Ich weiß es ja nicht, aber ich glaube es ganz bestimmt!“

„Sie sind so jung, Ihr Vertrauen in die Güte der Menschen zeigt, daß Sie noch keine bösen Erfahrungen gemacht; woher kennen Sie den Erfolg von Mut, Ausdauer und Fleiß?“

„Durch meinen Vater! Papa hat sehr, sehr schwierige Lebenslagen damit überwunden.“

„Merkwürdig! Sie sehen gar nicht aus, als hätten Sie schwierige Lebenslagen kennen gelernt!“

„Meine Eltern hielten mir auch alles Traurige und Schwere fern, — solange es ihnen vergönnt war.“

„Sie sind tot?“

Dora nickte stumm, ihre Augen umsloren sich.

„Dann stehen wir beide also ganz einsam in der Welt,“ kam es unwillkürlich über seine Lippen.

„Sie haben ja noch Vater und Schwester!“

Der weiche Ausdruck, den seine Züge angenommen hatten, wich einem finsternen Ernst.

„Ich habe niemand,“ wiederholte er schroff.

„O, bitte, sagen Sie das nicht, ich kenne Ihren Vater und Ihre Schwester so gut, ich habe beide lieb!“

„Sie?“

„Ja, ich; und wenn Sie mir ein wenig Vertrauen schenken und dadurch auch den beiden Menschen, die Ihnen am nächsten stehen, wieder vertrauen wollten, ich wäre so glücklich und Ihnen so dankbar!“

„Sie?“ wiederholte er in grenzenlosem Staunen, „Sie? Was kümmern Sie diese Menschen? Ich begreife das nicht!“

„Mein Gott, sie sind ja doch die einzigen, die auch mir noch nahe stehen, und ich sagte es Ihnen ja, ich



Der Kohlweihling zeigt dem Englein die Blumen.

Die Engelfinder plündern den Bienenstock.

mein Leben ist, von dem Augenblick an, wo ich anfing, mit Bewußtsein zu denken, so jämmerlich gewesen, daß ich es wohl nur ertrug, weil ich eine unglaubliche Mitgift von sanguinischer, unflarer Hoffnungsfreudigkeit mit auf den Weg bekommen habe, die mich nicht untergehen ließ, wenn alles andere sich zu meinem Untergang verschworen zu haben schien.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, jetzt thun Sie Sich selbst unrecht,“ sagte sie eifrig, „nicht unklare Hoffnungsfreudigkeit, sondern Mut, Ausdauer und Fleiß, das war es, was Sie brauchten und was Sie sicher besaßen!“



Die Himmelskönigin führt das Englein.
Zeichnungen von Anna von Wahl zu dem Märchen Engelfinder. — Siehe Seite 151.

habe sie lieb! Und Ihre Schwester Sefi, die ich hierher in Pension brachte, kommt heute zu Rathens; Sie werden sehen, was für ein gescheites, liebes Mädel sie ist."

"Sie brachten Sefi hierher?"

"Ja, sie hat sich so schnell und herzlich an mich angelehnt! — Sie waren ja der einzige von den neuen Verwandten, den ich bis jetzt nicht kannte."

"Mein Gott, Sie — Sie sind —, aber das ist ja gar nicht möglich!"

"Ja, wußten Sie denn nicht, daß ich Dora Kalfa bin?"

"Nein, nein, — o, wenn ich das gewußt hätte!"

Sie konnte sich die Veränderung auf seinem Gesicht, die Röthe, die plötzlich seine Stirn und Wangen bedeckte, nicht erklären.

Erschreckt und verängstigt sah sie zu ihm auf.

"Sind Sie mir denn deshalb böse?"

Er hob den Hut von seiner feuchten Stirn, ihm war, als fehle ihm plötzlich die Lust.

"Nein," stieß er hervor, "nein, wie dürfte ich, wie könnte ich —, aber — ich bitte um Verzeihung, daß ich keine Ahnung hatte —!"

"Ach, ich hätte es Ihnen wohl eigentlich sagen müssen! Aber daran habe ich gar nicht gedacht, — wirklich nicht!"

Und plötzlich verstummend, erschrocken und beschämmt, als hätten sie beide ein Unrecht begangen, gingen sie mit eiligen Schritten neben einander her. Vor Theo's Ohren fauste und brauste es; sein Herz hämmerte, und die widersprechendsten Empfindungen durchstürmten seine Seele. In seiner Vorstellung hatte die Erbin von Hellowa' als das Wesen gestanden, das er vor allen anderen zu fliehen und zu vermeiden hatte, gerade weil seine ganze Verwandtschaft sie schmeichelnd und bettelnd umdrängte und er mit der Abscheu vor der Erbgier seines Vaters und seiner Sippe aufgewachsen war. An seiner Seite aber schritt das Mädchen hin, dessen süße Stimme und sanfter Blick seine Scheu vom ersten Augenblick an besiegt, das erste weibliche Wesen überhaupt, das ihn zu vertraulicher Aussprache verlockt hatte, das erste, dem gegenüber das Herz ihm unwillkürlich aufgegangen war, — und dieses Mädchen war zugleich jene Erbin!

Der Schlag einer entfernten Thurmuhre llang zu ihnen herüber.

"Halb fünf Uhr, Tantchen, wir sind aber pünktlich!" rief Erna, stehen bleibend und das Paar erwartend.

"Halb fünf Uhr!" Dora blickte um sich, wie aus einem Traume erwacht. Sie wußte nicht, wo sie war, sie hatte nicht auf den Weg geachtet, sie war nur den Kindern gefolgt, und diese hatten sie gut geführt. Die Straße, wo Rathens wohnten, lag vor ihnen.

Schüchtern blickte sie zu ihrem verstummteten Begleiter empor. Sie hätte so gern noch ein freundliches Wort zu ihm gesprochen oder von ihm gehört; aber die Kinder blieben jetzt an ihrer Seite, und sie wußte das Wort nicht zu finden.

Durch Theo's Kopf schoß der Gedanke, daß er nicht zu Rathens gehen, ihr vor der Thür Lebewohl sagen wollte; doch sie hatten die Thür schon erreicht, und die Ausführung seines Planes erschien ihm in diesem Augenblick kindisch und unwürdig.

So trat er in das Haus und stieg die Treppe empor, wie Dora ein Wort suchend und, wie sie, keines findend.

Dora zog die Glocke; dabei blickte sie Theo an, als müsse sie ihn bitten, ihr nicht zu zürnen. Als ob er einen Grund dazu hätte!

Rührung und ein zärtlich-schmerzliches Gefühl durchzudröhnen ihn; aber unwillkürlich richtete er sich stramm auf. Nein, nein, keinen Blick, kein Wort mehr zwischen ihm und ihr, — so war es am besten! Und mit dem Gefühl, als gelte es, sich tödesmuthig einer feindlichen Armee gegenüberzustellen, trat er über die Schwelle. Da wurde die gegenüberliegende Thür geöffnet.

"Endlich, endlich, Dora, liebe, liebe Dora!"

Sefi umschlang in ihrer stürmischen Weise die Eintretende.

"Seit einer Viertelstunde warte ich schon, die Tante ist auch schon ganz unglücklich!"

"Es ist ja noch nicht fünf Uhr; und sieh nur, Sefi, da bringen wir Deinen Bruder mit. Du freust Dich doch, ihn zu sehen, nicht wahr?"

"O ja," sagte Sefi eilig, Theo die Hand reichend. Dann hängte sie sich wieder an Dora's Arm und begleitete diese in ihr Zimmer, während Magda Theo in etwas kühler Weise empfing.

"Sei gut und freundlich mit Deinem Bruder," sagte Dora, sobald sie mit Sefi allein war, "thue es mir zu Gefallen!"

"Aber was soll ich denn mit ihm anfangen, Dora, er ist doch so verdreht!"

"Nein, er ist nicht verdreht, sondern —," sie hielt inne, dann setzte sie hinzu: "Du wirst sehen, es wird noch einmal etwas sehr Tüchtiges aus ihm!"

"Siehst Du," sagte inzwischen der Oberstleutnant zu seiner Frau, "ich habe Dir immer gesagt, daß niemand Deine Zahlen lesen kann, Theo liefert wieder den Beweis dafür; nun hat er auf diese Weise wenigstens gleich Dora kennen gelernt, und zwar unter vier Augen!"

Er lachte dazu, aber Magda schien wenig erfreut über diese Thatſache.

Doch als Dora in den Salon trat, und Theo weder jetzt, noch während des Essens mit ihr sprach, oder sie ansah, und als auch Dora, stiller als sonst, keines ihrer gewohnten freundlichen Worte für ihn fand, dachte Magda: Nun, der Spaziergang hat die beiden nicht näher gebracht, und der unangenehme Eindruck, den Dora offenbar empfangen hat, wirkt hoffentlich zurück auf Herwart!

Nach Tisch ging der Oberstleutnant mit Theo in das Rauchzimmer.

"Ist er nicht ein rechter Stoffel?" fragte Magda, ihnen nachblickend, und legte ihren Arm vertraulich in den Dora's.

"Ich glaube, es ist ihm sehr schlecht im Leben gegangen, niemand ist freundlich mit ihm gewesen," sagte Dora leise.

Magda zuckte die Achseln.

"Natürlich, Herwart hat ihn immer abscheulich behandelt!"

"Herwart war wohl selbst noch zu jung und hatte zu wenig Zeit."

"Nein, Herwart ist nicht zu entschuldigen; aber Theo ist darum nicht weniger ein unmöglicher Mensch geworden. Hat man je gesehen, daß ein junger Mann, der zum ersten Mal als Gast in einem verwandten Hause ist, mit einem solchen Gesicht daßtzt?"

Dora senkte den Kopf. Der Theo, der heute ihr gegenüber bei Tische saß, war in der That ein anderer als der, mit dem sie kurz vorher gesprochen hatte, und der verschlossene, abweisende Ausdruck seines Gesichtes hatte sie abgeschreckt, ihn in Gegenwart der anderen anzusprechen. Er konnte ihr doch nicht ernstlich böse sein, weil sie Dora Kalfa war, und weil sie ihm das nicht gleich gesagt gehabt. Und Herr von Rathen war sehr freundlich gegen ihn gewesen; was machte es also, was ihn so veränderte? Die Frage lag schwer und brennend auf Dora's Herzen, aber es ward ihr unmöglich, mit Magda darüber zu sprechen.

Diese war soeben abgerufen worden, um etwas, was für sie angelommen war, in Empfang zu nehmen. Dora hörte sie draußen sprechen, während sie selbst sich nur immer die eine Frage wiederholte: "Was hat ihn so verändert?"

Da kam Magda herein, eilte auf Dora zu und fiel ihr um den Hals.

"Leugne nicht, Dora, all diese reizenden Überraschungen kommen von Dir: die Majolicas für mich, das Rauchservice für Oskar, die Puppen für die Kinder, — nur Du hast unsere stillen Wünsche gekannt, und nun habe Dank, herzlichen Dank!"

"Ach, ich hatte ganz vergessen, daß das alles heute kommen würde, Magda; und nun ist Theo gerade da, — bitte, verstelle die Sachen, bis er fort ist!"

"Aber warum denn in aller Welt, die anderen müssen Dir doch auch danken!"

"Nein, nein, ich bin schon froh genug, wenn Dir die Kleinigkeiten Freude machen, und wenn Du so — so sonnig aussiehst, Magda, ganz, wie Mama aussah, wenn sie sich freute! O, ich bin Dir so dankbar, wenn Du so aussiehst!"

Über Magda's Züge huschte etwas, wie eine leise Rührung, und sie umarmte Dora mit wirklicher Herzlichkeit.

"Ich habe sonst nicht viel Ursache, sonnig auszusehen, Dora," sagte sie, "seit Jahren hat nie ein Mensch daran gedacht, mir eine unerwartete Freude zu machen!"

Dora hatte für einen Augenblick ihren Kummer in betreff Theo's vergessen und war ganz bei Magda und ihren Interessen.

"Du irrst, Magda," rief sie eifrig, "Deine beiden Mädchen denken fortwährend darüber nach, was für Herrlichkeiten sie Dir zu Weihnachten schenken wollen. Elschen hat ganze fünfzig Pfennig gespart, und sie macht Pläne wie ein Millionär!"

Magda mußte lächeln, und doch regten sich in ihr leise vorwurfsvolle Erinnerungen an den vorjährigen Weihnachtsabend, wo sie die kleinen Gaben der Kinder "Unsinn" genannt hatte.

"Und mit Oskar conspirire ich auch schon," fuhr Dora fort.

"Ach, Oskar und ich, wir schaffen zu Weihnachten irgend etwas Nothwendiges an, und das gilt dann den Leuten gegenüber als Weihnachtsgeschenk!" meinte Magda.

"Aber dann freut Ihr Euch nicht; und die Hauptſache am Weihnachtsabend ist doch, daß man sich freut und anderen Freude macht!"

"Ja, das ist ganz schön, wenn man reich ist!"

"Wir waren nicht reich, gar nicht! Und wie haben wir uns doch gefreut! Mama war stets am allerschönsten, wenn sie unter dem Christbaum stand. — Und, nicht wahr Magda, ich bin willkommen, — ich wollte es Dir schon immer sagen, — werde ich Weihnachten noch hier sein dürfen, Magda?"

"Zu Weihnachten? O, das ist reizend, liebste Dora, daß Du so lange bleiben willst!"

Magda konnte sich dabei des Gedankens, daß es vortheilhaft sei, Dora gerade zu Weihnachten im Hause zu haben, nicht erwehren; nebenbei begann sie doch auch deren Anwesenheit wirklich als angenehm zu empfinden, und Dora's liebvolle bewundernde Blicke thaten ihrem Herzen und ihrer Eitelkeit zugleich wohl und hoben ihr Selbstgefühl ebenso sehr wie ihre guten Vorsätze.

"Und nun las mich den Kindern gleich die Freude machen; der langweilige Theo soll uns dabei nicht stören." Damit ging Magda, die Puppen hoch haltend, in das Zimmer ihres Mannes, wo auch die Kinder und Sefi waren. Zuerst war vielleicht ein wenig Rossetterie bei ihr mit im Spiele, wenn sie sich vor Dora besonders lebhaft mit den Kindern zu thun machte, aber diese nahmen die Gaben der Tante und die ungewohnte Zärtlichkeit der Mama so jubelnd dankbar auf, daß auch hier wieder Herz und Eitelkeit bei Magda im schönsten Einflang sich befanden, bis das Herz, aus seinem künstlichen Schlaf erweckt, allmäßig anfing, ein kleines Übergewicht über seine bedenkliche Rivalin zu bekommen. Unwillkürlich bildeten die Familie und Dora eine Gruppe, der Theo und Sefi sich mehr als unbeteiligte Zuschauer gegenüber befanden. Eine solche Rolle war aber wenig nach Sefi's Geschmack, und zum ersten Mal betrachtete sie ihren Bruder recht aufmerksam, der sich gerade in diesem Augenblicke ganz unbeobachtet glaubte.

Sie war an seine Seite getreten und tippte leise auf seinen Arm.

"Du, warum siehst Du meine Dora so sonderbar an?"

Er fuhr zusammen und wandte sich der Fragerin mit einem finsternen Gesicht zu, das jede andere zurückgeschreckt hätte.

Sefi ließ sich aber nicht leicht einschüchtern; sie hielt seinen strafenden Blick ruhig und fest aus.

"Deine Dora?" wiederholte er leise, fast zischend, "wie kommst Du dazu, sie so zu nennen!"

"Weil ich sie lieb habe, und weil sie meine Dora ist, und ich mag nicht, daß jemand sie so ansieht, so — so —," sie suchte einen ihrer drastischen Vergleiche; aber Theo ließ sie nicht aussprechen.

"Schweig, ich habe niemand besonders angesehen!"

"Doch! — Ach, ich glaube nicht, daß es gehen wird!"

"Was soll gehen?"

"Dass wir uns lieb haben, Du und ich."

Er sah sie nun auch zum ersten Mal aufmerksam an; die nachdenklichen, klugen Augen, denen er da im Gesicht seiner Schwester begegnete, erschreckten ihn fast.

"Das Natürliche wäre es allerdings unter Geschwistern," meinte er mit ausbrechender Bitterkeit.

"Das sagt Dora auch," fuhr Sefi, welcher der großen Bruder ein plötzliches Interesse einflößte, fort.

Er blickte sie wieder aufmerksam an.

"Hat sie mit Dir darüber gesprochen," fragte er mit veränderter, weicherer Stimme. Sefi nickte.

"Ja, sie sagt, es würde einmal ein sehr tüchtiger Mensch aus Dir werden, und ich müßte Dich lieb haben."

Eine plötzliche Gluthwelle färbte wieder Theo's blaßes Gesicht.

"Sie kennt mich nicht!" sagte er ablehnend.

"Sie hat das aber gesagt, und sie hat meist recht, — eigentlich immer, nur nicht mit der Oberbergräthin, denn die ist doch eine falsche Käze!"

Plötzlich stand Dora, die sich von den Kindern freigemacht und durch die Geschenk-Scene ihre Unbefangenheit wieder gewonnen hatte, vor ihnen.

"Wie mich das freut, daß Sie mit Sefi sprechen," sagte sie herzlich, "Sie haben sie ja so gut wie gar nicht bisher gekannt!"

Theo verbeugte sich unendlich steif.

"Sehr gütig, Sich dafür zu interessiren," sagte er in so kühlem Tone, daß Dora verstummte.

Die Rathens famen hinzu.

"Jetzt wollen wir etwas Musik hören," rief der Oberstleutnant, und während Magda mit der kleinen Erna an das Pianino trat, ließ er sich in einem bequemen Schaukelstuhl nieder und zündete mit vergnügtem Lächeln seine ausgegangene Cigarre wieder an.

Er blickte zu seiner Frau hinüber, die in ihrer blonden Schönheit so jugendlich und rosig neben seiner Tochter saß, als wäre sie deren ältere Schwester. Wie eine Fata morgana zog die Zeit an ihm vorüber, in welcher er zuerst der lieblichen Magda von Palten begegnet war und sein junges fröhliches Herz ihr eigen gegeben hatte; und dann die späteren Jahre, in

Nachdruck verboten.

Auf dem Domthurm.

Novelle von Johannes Wilda.

Sie war wirklich ein Kreuz! Nun war der Albert, der Riese, wieder in Unter-Secunda sien geblieben!

Die Familie Struvius saß bei Tische. Der Conrector spielte nervös mit seinem grauen Badenbart oder mit dem Messer; man sah, daß er nur Freya Hansen's wegen an sich hielt.

Da machte Albert die ungünstliche Bemerkung: „Sie haben auch alle etwas gegen mich; wenn einmal so ein Vorurtheil gegen einen da ist, dann kommt er nicht wieder davon los!“

Nun war der Faden gerissen. „Was,“ fuhr Struvius roth vor Zorn heraus, „was sagst Du da, dummer Junge? Das ist der rechte Weg: keinen Lehrern die Schuld für die eigene Faulheit und Lüderlichkeit ausbürdnen zu wollen! Schämen sollte sich ein so großer Mensch wie Du —.“

„Mann, lieber Mann!“ rief schaudernd die fränkische Frau Struvius, der es ins Herz schmiedt, den Albert so behandelt zu sehen, „er ist ganz gewiß fleischig gewesen. Ich muß sagen ich begreife es selbst nicht —.“

„So, nun nimm ihn nur wieder in Schuß, Deinen Verzug!“

„Nein, ich nehm ihn wahrhaftig nicht in Schuß! — Du bist doch sonst so gerecht; warum bist Du es nicht gegen Albert? Er hat nun einmal keine Begabung für Sprachen. Muß denn jeder Struvius durchaus studiren?“

„Allerdings, es kann ja auch einmal einer Schuster werden,“ bemerkte der Conrector bitter.

Albert wagte aus Scham vor Freya kaum die Augen zu erheben. Die gütigen Worte der Mutter machten ihm aber wieder Mut.

„Wenn auch nicht Schuster, so doch Seemann, Papa.“

„Glaubst Du, daß zum Seemann nicht ebenfalls Fleiß und Verstand gehören?“

Dem ironischen Ton folgte eine trockne Antwort.

„Ich bin weder faul noch dumm, Papa!“

Der Conrector warf das Messer bestig auf den Tisch.

„Junge, widersprich nicht immer! Sonst gebrauche ich trotz Deiner siebzehn Jahre noch einmal den Stod!“

Albert wurde leichenbläß. Er erhob sich, stieß seinen Stuhl unter den Tisch und schritt zur Thür.

„Bleib!“ rief der Vater ihm nach.

„Rein!“ Und hinaus war er.

Berührt von Armes lehnte sich Struvius düster auf seinen Platz zurück.

„Das auch noch!“ grollte er. „Offene Empörung! Aber die Schrift sagt: Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn.“

Frau Struvius neigte sich stumm über ihren Teller, auf den eine Thräne fiel.

Auch Freya Hansen schwieg. Wie sollte sie fünfundzehnjähriges Ding dem Conrector entgegentreten können? Aber ihre Hände bebten, so sehr hatte der Auftritt sie erregt und empört. Sie begriff nicht, wie erwachsene Leute, und Erzieher sogar, so unverständig und leidenschaftlich sein konnten.

Der Conrector mochte vielleicht ihre Gedanken errathen. Er warf ihr einen unsicheren Seitenblick zu und sagte: „Es thut mir Deinetwegen leid, Freya, wenn dergleichen bei Tische vorkommt; aber der Junge reist einen zu sehr!“

Das Kind sah ihn mit ihren hellen Augen groß an.

„Meinetwegen? Mir thut nur Albert leid; er hat es nicht verdient.“

Sie wunderte sich selbst über die Festigkeit ihrer Stimme und darüber, daß der Conrector nichts erwiderte.

Der Conrector war auch Dom-Curator. Der Garten seiner Dienstwohnung lag unmittelbar am Dom, dessen Thurm soeben ausgebaut wurde. Sein wie Spinnengewebe umgab das Gerüst die Spitze. Es waren 112 Meter Höhe; wenn man so direct von unten hinauf schaute, konnte einem idier schwindelig werden. Wie mußte es erst von oben sein! —

Freya sah mit ihrer Handarbeit im Garten. Sie arbeitete aber nicht, sondern philosophierte, wobei sie an ihrem vorn über die Schulter gelegten Mozartkopf herumschlüpfte. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem schlechten Gang der Welt im allgemeinen und mit Albert im besonderen.

Da war zum Beispiel ihr Vater, der Oberschulter Hansen, der sie seit etwa zwei Jahren bei Conrectors in Pension gegeben hatte, damit sie die höhere Töchterschule und später das Seminar besuchte. Unser! Wozu sollte sie denn das Lehrerinnen-Examen machen?

Sie paßte zur Lehrerin wie Albert etwa zum Studiren. — Sie wollte auch keine alte Jungfer werden, sie wollte heirathen!

Und dann lächelte sie schlau vor sich hin. Wie farschhaft doch diese Väter waren! Wenn sie an ihres Vaters Stelle gewesen wäre, sie hätte sich nicht zu Struvius gegeben! Es hatte ja keine Gefahr; aber sie war doch kein wirtliches Kind mehr und Albert auch nicht. —

„Albert!“

Albert wollte sich eben an der Laube vorüberschleichen; er schämte sich noch. Auf Freya's Ruf hin blieb er jedoch stehen, um sich ihr dann zu nähern, in der Hoffnung, sie würde seinen Augen die Thränenströme nicht mehr ansehen.

„Ruh, was wünschst Du?“

„Willst Du mir nicht ein bisschen Gesellschaft leisten? Es ist so langweilig!“

Albert fiel ein Stein vom Herzen. Sie verachtete ihn nicht wegen der ihm vom Vater angethanen Schmach, und das hatte er eigentlich befürchtet.

An seinen winzigen, dunkeln Schnurrbart-Härchen zupfend, legte er sich zu ihr und legte die Hände über einander.

„Ich bin heute der Rechte, Dich zu unterhalten, das weißt Du doch!“

„Armer Albert!“

Freya begann eifrig zu häkeln, während Albert finster auf seine Zehenspitzen blickte, als ob ihn noch ein sehr schweres Bedenken belaste.

„Du, Freya —!“

„Was?“

„Ob man mich für fleißig hält oder nicht, das ist schließlich egal; ich weiß, daß ich namentlich in den letzten Monaten riesig gebüßt habe, aber — hältst Du mich auch für dumm?“

dennen er bei seiner jungen Frau all die sanfte Freundlichkeit, die er erhofft hatte, vermißte, bis die unzufriedene, übelnaunige Gattin das Bild der einst so geliebten Braut völlig verdrängte. Heute war es, als lebte jenes längst verschwundene und verwischte Bild wieder auf.

Das Stück war zu Ende gespielt. Magda wandte sich lächelnd um.

„Haben wir das nicht gut gemacht?“ fragte sie.

Er war hinter ihren Sessel getreten.

„Prächtig!“ sagte er und umschlang Frau und Tochter.

Warum mußten sich gerade jetzt die Blicke Theo's und Dora's begegnen?

Im nächsten Augenblick griff Theo nach seinem Hut und empfahl sich. Der Oberstleutnant schüttelte seine Hand kräftig.

„Das war der erste Besuch, lieber Theo; von jetzt ab sind Sie aber unser Sonntagsgäst, wenn nicht gerade etwas Besonderes uns verhindert, nicht wahr?“

„Sie sind sehr gütig, allein ich glaube nicht, daß meine Arbeiten —.“

„Ach, einmal muß jeder Mensch ausspannen aus dem Arbeitsgescheit, Sie auch; und da sollen Sie wissen, daß Sie uns stets willkommen sind, nicht wahr, Magda?“

„Gewiß!“ sagte sie leichthin. Eigentlich fand sie die Aufforderung recht überflüssig, aber der neue Strahlenschein der „sunnigen Hausfrau“, den Dora um ihr Haupt gelegt hatte, sollte nicht durch eine Unfreundlichkeit gestört werden, und sie befand sich in zu guter Laune, um diese Aufforderung sehr ernst zu nehmen.

Es wurde noch beschlossen, daß Theo Sefi in ihre Pension zurückbegleiten sollte; von der entferntesten Ecke her, in der Nähe der Thüre, empfahl er sich mit einer stummen Verbengung von Dora, worauf er so schnell verschwand, daß diese nicht mehr Zeit fand, ihm die Hand zu reichen, wie sie es doch gern gethan hätte.

XX.

Es war acht Tage später.

Theo hatte einen höflichen Entschuldigungsbrief an Herrn von Rathens geschrieben und wegen dringender Arbeit abgesagt; er war aber in der Pension gewesen, um Sefi zu besuchen, und lehrte in sein einsames Stübchen zurück. Sefi hatte von Dora und immer nur wieder von Dora gesprochen, und Theo war erregt und empfand die Aussicht auf den einsamen Sonntag schwer und drückend. Ebensovenig war er freilich ausgelegt, irgend welche Gesellschaft zu suchen.

Mühmuthig kramte er zwischen seinen Büchern umher. Da klopfte es an seine Thür mit zwei kurzen, schnellen Schlägen, und im selben Augenblick wurde dieselbe auch schon geöffnet, und — Herwart stand auf der Schwelle.

„'n Tag, ich komme, um zu sehen, wie es Dir geht.“

Theo stand seinem Vater gegenüber, ohne sogleich eine Erwiderung auf dessen Gruß zu finden.

„Nun? Stumm wie immer?“ fuhr Herwart fort.

„Wie geht es Dir, was treibst Du?“

„Ich arbeite!“

„Deine ewige Antwort! Nebrigens weiß ich durch die Patienten, die ich in Hellowa besuchte, daß Du bei Rathens verkehrst, — ist das richtig?“

„Ich war einmal dort.“

„Nur einmal?“

„Ja!“

„Hast Du Dora Kalla gesehen?“

„Ja!“

Herwart sah einen Augenblick auf seine Hände hinab und zog die Stirn in Falten. Dann blickte er seinem Sohne mit einem diesem ganz ungewohnten freundlich-liebenswürdigen Ausdruck in das Gesicht.

„Nun, ich freue mich, daß es Dir, wie es scheint, doch leidlich geht. Es ist mein Grundsatz: ein junger Mensch muß sich selbst durchhelfen, dabei stählt sich der Charakter. Du siehst, mein Grundsatz ist richtig, und später wirst Du mir noch einmal danken, daß ich Dich so früh zur Selbstständigkeit erzog. Ich bin übrigens noch nicht bei Rathens gewesen, bin erst vor einer Stunde angelommen. Wie geht es dort?“

„Ich war, wie gesagt, erst einmal vorigen Sonntag da und weiß sonst nichts von ihnen.“

„Aber was macht Dora dort?“

„Das weiß ich nicht!“

„Nun, Du hast sie doch gesprochen?“

„Ja!“

„Also, was machte sie Dir für einen Eindruck?“ Theo's Augen sahen sehr dunkel und sehr ernst aus, wie sie jetzt dem Blick des Vaters begegneten.

„Ich glaube nicht, daß Deine Frage das betrifft, was Du eigentlich wissen willst; ich bitte Dich also, deutlich zu fragen.“

In Herwart's Gesicht zuckte es, eine heftige Antwort schwiebte ihm auf der Zunge. Aber er beherrschte sich, und ein gezwungenes Lächeln irrte um seine Lippen.

„Du hast ein merkwürdiges Geisch, die harmloseste Frage und Besprechung möglichst unbehaglich zu machen,“ sagte er in wegwerfendem Tone. Dann fuhr er vertraulicher fort: „Dora ist von einer großen Güte und Höflichkeitbereitschaft. Es würde mich nicht wundern, wenn sie sich sogleich nach Deiner Lebensweise, nach dem, was Du hast und was Dir fehlt, erkundigt hätte, und natürlich liegt mir doch daran, hierüber orientiert zu sein, ehe ich sie sehe.“

„Ich habe sie um kein Almosen gebeten, und sie war tatkraftig genug, mir keines anzubieten.“

Wieder lämpfte es in Herwart's Zügen, und wieder bezwang er sich.

„Ich weiß nicht, warum Du stets alles auf die Spitze treibst! Von Almosen geben und nehmen kann doch hier keine Rede sein, wohl aber ist es nicht ausgeschlossen, daß Ihr über pecuniäre Fragen sprachet, und daß Du Dich vielleicht befragtest, ich gäbe Dir keine Zuschrifte.“

„Es sind keine pecuniären Fragen zwischen uns erörtert worden!“

„So, nun, das ist mir lieb! Nebrigens, was ich sagen wollte, — meine Verhältnisse sind ja noch immer keine guten, aber immerhin, wenn Du Dich etwa gerade in einer besonders dringenden Verlegenheit befinden solltest, — natürlich es könnte nicht viel sein, womit ich Dir aushülfe — allein Du sollst wenigstens wissen, daß Du Dich dann zunächst an mich wenden könntest!“

„Ich danke, ich brauche nichts!“

„Nun, um so besser, um so besser! Willst Du heute mit mir zu Rathens gehen?“

„Nein, ich habe abgesagt!“

„Abgesagt? Du solltest also wieder hin?“

„Ja, der Oberstleutnant ist sehr gütig gegen mich.“

„So, — so, — es wird sich da also ein intimerer Verkehr anbahnen?“

„Nein!“

„Weßhalb nicht?“

„Weil — ich keine Zeit dazu habe.“

„Nun, das ist vernünftig, dagegen läßt sich nichts sagen, denn Geselligkeit kostet Zeit und Geld.“

Theo schwieg; auch Herwart hatte, wie es schien, nichts mehr zu sagen, und nachdem er noch eine Bemerkung über „schlechte Lust“ gemacht und sich eine Cigarre angezündet hatte, ging er, und Theo blieb allein.

Herwart nahm eine Droschke und fuhr direct zu Rathens.

Er fand die Familie im Esszimmer versammelt. Magda hatte der Majorität nachgegeben, wie sie sagte, und eine frühere Mittagsstunde festgelegt, an welcher die Kinder fortan teilnehmen sollten. Der Oberstleutnant forderte Herwart auf, in Stellvertretung seines Sohnes dazubleiben, und dieser nahm den Platz zwischen Magda und Dora ohne weiteres ein.

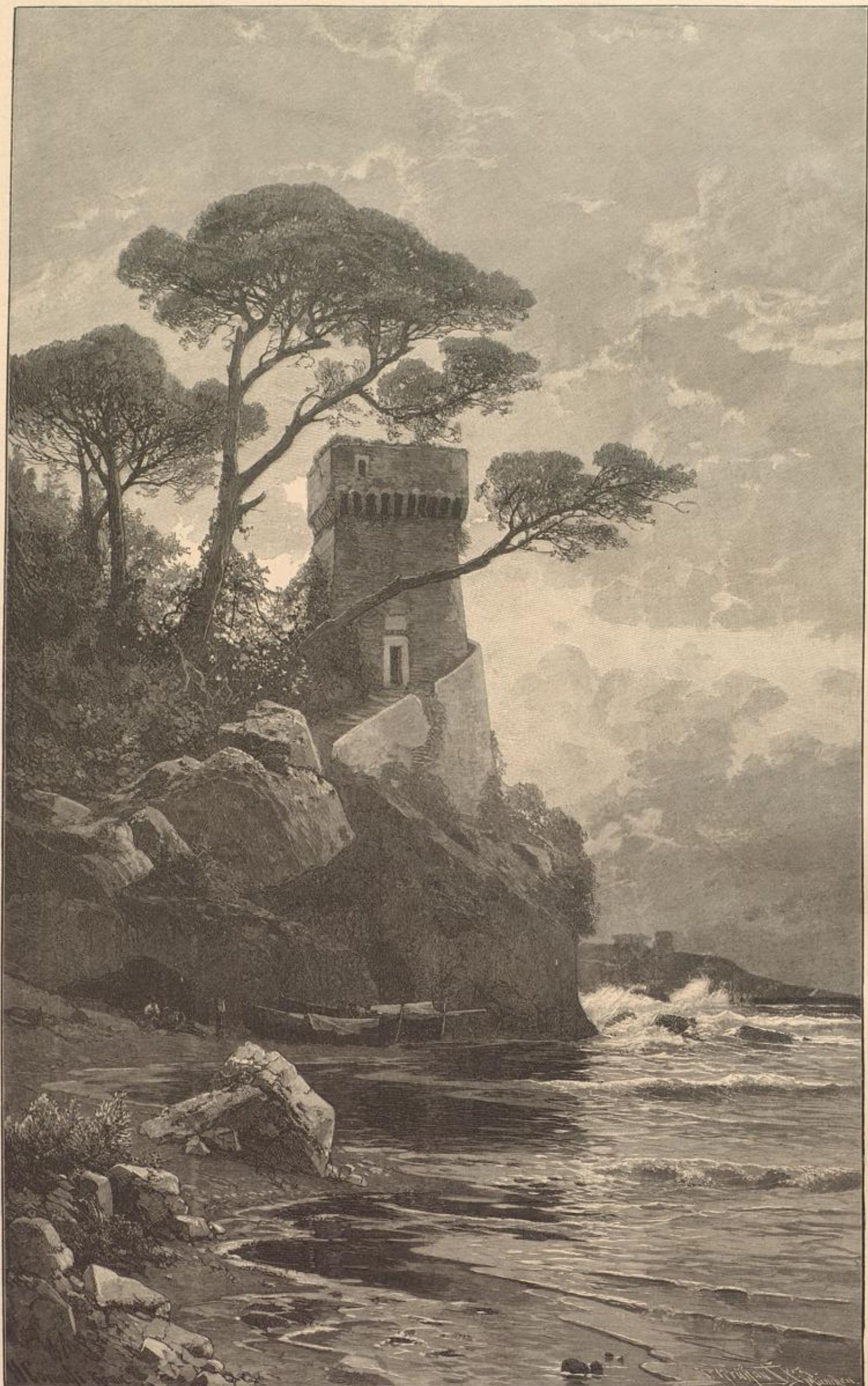
Magda glaubte es sich und Dora schuldig zu sein, ihm gegenüber eine sehr kühle und reservirte Miene anzunehmen, aber Herwart schien das nicht zu bemerken. Er erzählte, daß nothwendige Geschäfte ihn nach Berlin geführt hätten, und sprach mit wahrer Begeisterung von seinem neuen Beruf als Gutsherrn. Dazwischen erzählte er so amüsant von seiner polnischen Nachbarschaft, daß selbst Magda ab und zu ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. An Dora richtete er das Wort nur ganz flüchtig und beiläufig. Dagegen war er voller Aufmerksamkeiten für Magda, neckte Sefi und die beiden Kinder in liebenswürdig-harmloser Weise und sprach mit dem Oberstleutnant mit ernstem Ausdruck über ernste Dinge.

„Sie glauben nicht, welche Freude und Genugthuung es mir ist, auf eigenem Grund und Boden schalten, Verbesserungen planen und mit allen Kräften nutzbringend arbeiten zu können,“ sagte er, als er nach Tisch dem Oberstleutnant mit der Cigarre in der Hand gegenüber saß. „Ich habe ja viel Zeit in meinem Leben mit unmüthen Dingen verloren, aber ich hoffe, es ist noch nicht zu spät, um Verlorenes wieder einzubringen, und — wahrhaftig, es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken; — seit ich in Demblowo bin, bin ich ein anderer Mensch geworden!“

Dass Magda und Dora während seinen Worten eingetreten waren, hatte er recht gut gehört, er schien sie aber erst jetzt zu bemerken. Er warf seine Cigarre fort und sprang auf, um für Magda einen Sessel heranzurollen.

„Ich bin Dir wirklich so außerordentlich dankbar, liebe Cousine, daß Du meiner Sefi gestattest, manchmal in Deinem Hause zu sein,“ sagte er dann, sich neben Magda niederlassend; „bitte, sage mir doch, wie Du sie jetzt findest? Glaubst Du, daß die Pension ihr gut thut?“

(Fortsetzung folgt.)



Der Thurm Karls V. in Spezia.
Nach dem Bilde von H. Gorrodi. — Siehe Seite 152.

Das junge Mädchen schleuderte ihren Kopf wieder über den Rücken.

„Gott, wie kannst Du nur so fragen!“

„Ich will es wissen, wie Du darüber denkst! Sage es offen: Du beleidigt mich nicht. Man wird schließlich ganz irre an sich selbst, wenn es einem alle Tage gesagt wird, und wenn ganz kleine Jungen fortwährend über einen weg kommen.“

„Nun, ich halte Dich eben so wenig für dumm wie mich.“

„Auf Ehre?“

„Auf Ehre!“

Mit befriedigtem Ausdruck nahm er seine auffällig zerknüllte, blaue Seundaner-Mütze vom Hinterkopf. Wie verhaftet war ihm diese Mütze! Vom Vater gezwungen, trug er sie. Die Scham, als ein so großer Mensch mit dem Zeichen der niederen Klasse gehen zu müssen, hatte seinen Ehrgeiz ans vorne sollen. Doch statt Ehrgeiz war heimlich knirschende Wuth erzeugt worden.

„Du meinst also auch, daß es ein Wahnsinn vom Alten

Albert! Erstens wird Dein Vater Dich nicht schlagen, und wenn es geschiehe, hättest Du noch immer dein Recht, Dich aufzuhängen. Selbstmord ist feige, weißt Du! — Ja, feige!“ wiederholte sie nachdrücklich die oft gehörte Behauptung, indem sie mit ihrem kleinen Fuß in den Kies stampfte.

Der Knabe lächelte verächtlich. „Feige? Du weißt ganz genau, daß ich nicht feige bin, Freya. Sollte ich ihn etwa wieder schlagen? Stark genug wäre ich dazu. Aber eher würde ich mir die Hand abhauen lassen, ehe ich es thäte!“

„Das sicher nicht! Man muß aber ein Unrecht still ertragen können!“ entgegnete sie im Tone weiser Belehrung.

„Solches Unrecht? Solche Beleidigung? So kann wahrhaftig nur ein Mädchen reden! Das wäre ein Schandfleck fürs ganze Leben, und da ich ihn nicht abwaschen könnte, verzichte ich lieber auf das Leben.“

„Ach, ihr Gymnasiasten seid auch so hochmuthig! Wenn Du noch in Prima wärst!“

„Wenn das nur gut geht! Wenn das nur gut geht!“ murmelte sie. „Ich will lieber hineinsehen!“

Aber sie wagte es nicht, und Freya auch nicht, obgleich sie am ganzen Körper zitterte und sich kaum noch bewegen konnte, eine Einmischung zu unterlassen.

Das Schreien wurde zum Kreischen, sobald man kaum ein einzelnes Wort unterschied. Ein Gepolter entstand. Dann war es still.

Gleich darauf wurde die Thür aufgerissen, und Albert stürzte wortlos an beiden vorüber in den Flur; im Studierzimmer wurde der Schlüssel von innen umgedreht.

Wie versteinert sahen die Correctorin und Freya einen Moment da; dann brach die Mutter in heftiges Schluchzen aus. Freya sank neben ihr auf die Knie und schluchzte mit.

Mit einem Male fuhr sie empor. Was hatte Albert gestern gesagt? — Sie rannte ihm nach.

„Albert, Albert!“



BENNEWITZ-v.LOEFFEN - IV

Abschied.

Nach dem Bilde von C. Bennewitz v. Loeffen Jr. — Siehe Seite 152.

ist, mich bis zum Abiturium durchquälen zu wollen, Freya?“

„Natürlich!“

„Und Du glaubst ebenfalls, daß ich ein fixer Kerl werden kann, wenn ich zur See gehe?“

„Selbstverständlich!“

Des jungen Menschen Stirn ward sonnenhell, um sich gleich darauf wieder in drohende Falten zusammenzuziehen.

„Das sage ich Dir aber, wenn Papa sich thatsächlich an mir vergreift, — dann hänge ich mich auf!“

Freya ließ die Häkelarbeit sinken; unwillig und erschreckt blieb sie ihm an.

„Bei Gott! Ich thue es!“ rief er leidenschaftlich, indem er aufsprang. „Eine solche Schande kann kein anständiger Mensch überleben!“

Kein Zweifel, es war sein bitterer Ernst. Sie mußte es ihm ausreden, ihm zeigen, daß seine Worte die reine Thorheit seien! — In scheinbar humoristischer Auffassung rief sie: „Warum nicht gar! Am Domthurm etwa, am Blitzeleiter, wie Münschhausen seinen Gaul aufhänge?“

„Spottest jetzt nicht, hörest Du! Dort oben am Hafen könnte es allerdings geschehen; man kann ihn jetzt gut vom Gerüst aus fassen.“

„Und zugleich noch einmal das theure Meer sehen und von diesem Abschied nehmen.“

„Wenn Du noch zu kindlich bist, mich zu verstehen, Freya, thut es mir leid, daß ich Dir überhaupt etwas gesagt habe.“

Freya vermochte die heitere Maske doch nicht festzuhalten. Die Thränen schossen ihr in die Augen und mit veränderter Stimme rief sie: „Wie kannst Du nur so gottlos sprechen,

Albert zuckte zusammen.

„Also doch! Nun kommst Du auch mit dem Vorwurf! — Sip' ich auch nicht in Prima, so bin ich doch ein großer, fast erwachsener Mensch, der jeden Tag Soldat werden könnte.“

„Sei nicht gleich so empfindlich, Albert! Ich habe es nicht böß gemeint. — Aber Deine Mama, Albert, an die hast Du gar nicht gedacht!“

„Und ob ich an sie gedacht habe! An sie und an — an. Nun es ist ja einerlei, Du verstehst mich ja doch nicht!“

Und indem er seine zerdrückte Mütze, deren Rand unaufhörlich durch die Finger geglipten war, wieder aufsetzte, verließ er die Laube. —

An wen hatte er noch gedacht?

Auf die Spitze ihres Zopfes keisend, saß Freya lange über diese Angelegenheit nach.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Vater und Sohn sprachen kein Wort mit einander. Nachmittags rief der Corrector mit nervös rauher Stimme Albert in sein Studierzimmer. Er wollte mit ihm Lateinisch durchnehmen.

Am ersten Sonntagnachmittag in den Ferien! Albert knirschte mit den Zähnen, klappte seine Kleidbeschreibung zu und gehorchte.

Anfangs hörten die Frauen, die sich im Wohnzimmer nebenan befanden, nur eine ruhige Zwiesprache, dann ein Verhören von Grammatik mit immer häufiger und lauter werdenden Tadeläuferungen des Correctors. Schließlich entstand ein stürmischer Wortwechsel.

Frau Struvius legte die Hand über die Augen und drückte mit der andern bestig den Arm Freya's.

Zuerst hinüber nach der von der Bauplanke umfriedigten Thurmthüre. — Von außen verriegelt! Hier war er also nicht! — Dann durch das ganze Haus vom Boden bis zum Keller; durch Hof und Garten.

„Albert, Albert!“

Großer Gott, wohin konnte er gelauufen sein? In den Wald, ans Wasser? Aber wo da? Es gab überall um die Stadt herum Wald und Wasser. Sie durste die franke Correctorin ja auch nicht mit ihrem furchtbaren Verdacht erüddren. Ueberhaupt es war ein ganz sinnloser Verdacht! Im Unmuth übertrieben hatte er gestern; weiter nichts!

Und doch vermochte sie keine Ruhe zu finden, und doch streiften ihre Blide immer wieder zu dem in stiller Majestät in den Himmel ragenden Domthurm hinauf! —

Der Corrector war mit unnahbarem Ausdruck aus dem Studierzimmer gekommen und in Begleitung der Correctorin spazieren gegangen. Und sie hatte nichts gesagt! — Jetzt mußte sie selbst gehen. Sie war zu Grete Peters eingeladen. Grete's Geburtstag war; man würde es ihr schrecklich übel nehmen, wenn sie unentuldigt fortbliebe.

Noch nie hatte Freya in solcher Verwirrung Toilette gemacht. In der Eile zog sie statt des feinen Alpaka-Kleides den neuen roja Kattunrock an. Einerlei, möchte er sitzen bleiben!

Ehe sie das Haus verließ, warf sie noch einen schnellen Blick in die Studierstube. Ja, der Thurmchlüssel hing friedlich am Brett! —

„Himmel, was hast Du nur, Freya? Du bist ja so blaß!“ fragte Grete Peters. Auch die übrigen Mädchen wunderten sich. Wo wäre ihre gewohnte Fidelität? Sie müsse frank

sein! — „Liebeskummer!“ entschied Hanni Ohlshausen, die in dergleichen Dingen Erfahrung zu besitzen schien.

Freya aber hielt es vor innerer Unruhe nicht lange aus. Sie fühlte sich wie von einer Ahnung gequält. „Entschuldige mich, Grete! Ich bin wirklich unwohl. Es ist besser, wenn ich diesmal wieder gehe.“

So lehrte sie nach einer Stunde schon nach Hause zurück.

Bei der Begegnung am Markte fiel ihr Auge auf den Thurm.

Was war da oben? — Ihr Athem stockte; fast wäre sie zu Boden gesunken!

Sie rannte vorwärts und hielt wieder inne. Die Abendsonne blendete, das wogende Blut verursachte ein Flirren, sie vermochte nichts deutlich zu erkennen, und doch war etwas da!

Nun ins Haus, — niemand anwesend! — In die Studierstube. — Allmächtiger, — der Schlüssel fehlte! —

Sie wußte kaum, was sie tat; ihre erregte Phantasie spiegelte ihr das Geschehene vor. Durch das Brausen in ihrem Kopfe drangen unablässig ihre eigenen Worte, mit denen sie ihm, wie sie sich anklagte, in so frivoler Weise den unseligen Weg gewiesen hatte. Nur ein Gedanke befreite sie: helfen, ehe es zu spät sei!

Sie stürzte über die am Feiertag menschenleere Gasse zum Domthurm hinüber. — Pforte und Thür standen offen!

Nun leuchtete sie die ausgetretene, enge, steinerne Wendeltreppe hinauf; fast im Finstern. Mehrmals verfehlte sie die Stufen und stürzte nieder. Aber vorwärts! Jede Sekunde schien ihr kostbar.

Jetzt begannen die geraden Holzstufen. Neben ihr traten mächtige Säulen hervor; ein düsterer Abgrund dunkelte: das Schiff der Kirche, dessen Gewölbe hier durchbrochen war.

Eine Treppe folgte der anderen und dann kamen Leitern, auch eine über der anderen; auf den verbindenden, mit Mörtel und Ziegelnsteinen bedeckten Absätzen lag oft nur ein fallbespritztes, schwankendes Brett über beträchtlicher Höhe; oft gab es für sie nur ein knappes Herumwinden von der obersten Sprosse zur nächsten untersten.

Immer blendender fiel das Licht ein; sie stand auf enger Galerie. Hier hörten die Leitern im Innern auf; von hier, wo die steilschrägen Eisenrippen des Thurmhelms begannen, führten sie, frei über der Tiefe, außen herum bis zur Spitze.

Minutenlang mußte das erschöpfte Mädchen rasten, die Hand auf das zum Springen slopende Herz drückend.

Der Wind ließ ihr Kleid flattern. Sie sah den klaren blauen Himmel, die tiefer dahinschlegenden Schwalben; sie hatte einen ungesähen Eindruck von Dächern, Wald, dem gewundenen Meerbusen mit weißen Segeln.

Aber nicht nach unten, — nach oben, nach oben trachtete ihr Blick, dorthin, wo der nächste der Breiterkränze, die noch jeder Leiter immer enger den Thurm umgaben, die Aussicht wehrte.

Vorwärts! Sie trockneter hinauf. Sie wußte nicht, daß es mit Brausen erfüllt müßte, sie mit ihren wankenden Gliedern über dem Abgrund schwaben zu sehen. Instinctmäßig umklammerten die feinen Finger nach dem Höherstehen die runden, rauhen Sprossen. Ihr Kopf hatte sich aufgelöst. Ein Windstoß, und die Haare flatterten so wild wie die Röde.

Und immer wieder eine neue Leiterverlängerung! Barmherziger Heiland, sie konnte gleich nicht mehr!

Endlich hob sie den Kopf über die zweithöchste Plattform, wo die Spitze in den Uhlhahler auslief. Und dann — . Ein Schrei ausstoßend, sank sie zurück. Ihr schwindender Blick trat zwischen den Leitersprossen durch abwärts, wo sich tief, tief unter ihren Füßen schwarze Punkte bewegten.

Da glitt ihr Fuß von der Sprosse, ihre Finger lösten sich, und es wurde Nacht um sie.

Albert hatte sich in den Wald gestürzt. In der Nähe zweier sich kreuzenden Promenaden-Wege warf er sich unter einer Buche nieder und grübelte nach über sein Schicksal und was er nun wohl thun müsse.

Würde der Vater ihn getroffen haben, — und das wäre ohne den vorgehaltenen Stuhl der Fall gewesen, — so hätte der Strick, den er in der Tasche trug, bereits seinen Dienst geleistet. Allein durch seine überlegene Gewandtheit war die unerhörte Schwach abgewendet worden.

Immerhin hatte der Vater wirklich den Stock gegen ihn erhoben, und damit war alles zwischen ihnen vorbei.

Er wollte fliehen, sich als Schiffjunge anwerben lassen. Sobald als möglich! Der Vater würde dann unverzüglich bleiben, und die Mutter? — Ja, ja, die arme, arme Mutter! — Die heißen Tropfen rannen über seine Wangen ins Gras.

Und Freya?

Freya würde weinen und in einer Woche wieder lachen! Was wußte sie wohl, daß er sich für sie todlichlagen lassen könnte, auf der Stelle! Sie dachte noch so kindisch; er durfte es ihr wirklich nicht anreden, daß sie sein Ehrgefühl nicht vollständig begriff. — Aber sie wurde ja verständiger! Er würde sie widerrichten! Das stand fest; falls er nicht im Meer unterginge. O, wenn er nicht von ihrer Anhänglichkeit überzeugt gewesen wäre, dann — dann — ! Er spielte mit dem Strick und atmete schwer.

Während der außer sich gebrachte junge Mensch so seinen Plänen nachhing, gewahrte er durch die Büsche weg auf dem Promenaden-Weg diejenigen, die eben seine Gedanken beschäftigten: die Eltern.

Unwillkürlich duckte er sich zurück. — Jetzt, wo der Vater fort war, konnte er sich ja gut den Thurm-Schlüssel holen. Dort oben weitete sich eine bellomme Brust ganz anders als hier unten, wo es am Sonntage doch überall störende Spaziergänger gab.

Gedacht, gehabt! Auf kurz abschneidendem Weg gelangte Albert ins Haus, und dann erklomm er den Thurm. Den Schlüssel ließ er unten in der offenen Thür stecken; es war nicht anzunehmen, daß irgend jemand außer ihm Eutritt suchte.

Nun stand er, den Arm um die schlante Thurm spitze geschlungen, auf dem dünnen Brett des schwindelnd hohen, obersten Gerüsttheils.

Ja, hier im brausenden Winde, allem Menschentreiben entzündt, fühlte er sich frei! Wenn er so doch erst auf der Kaae seines Schiffes stände und sich von den Wogen durch die Lüfte weigen lassen könnte!

Seine Wangen hatten sich gerötet; seine Augen blickten. Es war ein schöner Knabe, der dort in einiger Höhe über Land und Meer in die Ferne spähte, wo Sehnsucht und Hoffnung ihm sein Glück ausmalten.

Am Horizont strich eine Rauchwolke. Beneidenswerthe Schiffer! Wer doch schon mit ihnen zöge!

Und zurück von der blauen Buche, über der sich Reihen wogen, zurück von der anmutigen, walddurchsetzen Hügelandschaft glitt sein Blick zur näheren Umgebung.

Im langgeschwungenen Bogen zog sich die rothdachige Stadt um das von Männern überflutete Ende der Buche, umkränzt von saftigen Wiesen und welligen Laubhüben. Hier und da ragte ein kleinerer Thurm, und dort, zwischen Hafen und schiffsgesäumtem Binnensee, das weißgetünchte mächtige Schloß des alten Herzogsgelechts.

Hinter den meisten Häusern lagen Gärten, gleich teppichbunten Quadraten; die Häuser selbst erschienen wie Spielzeug, obwohl man die Blumen in den Fenstern und jede aus ihnen wehende Gardine erkennen konnte. Und auf dem breitartigen Marktplatz, auf den strichseinen Straßen, hier und da ein winziges wandelndes Menschenlein, oder Kinder, die sich vor der Steintreppe einer Haustür bauten.

Und dort der gotische Thobau, — welch ein verhauster Ort! Dort war die Stätte seiner Dual, an welche der Eigenstamm des Vaters ihn noch auf Jahre hinaus bannen wollte. Dort verkannte und misachte man ihn. Dort war die böse Stimmung ins Kraut geschoßen, die ihm das Elternhaus verleidet und ihn fast in den Tod getrieben hatte.

Bornig röhrt er die blaue Mütze, das Symbol seiner Knechtschaft, vom Haupte.

Heute sollte sie bei Gott das lezte Mal ihn gedemüthigt haben!

Er reckte sich empor, und in jugendlicher Aufwallung schlug er sie über den für Reparatur-Arbeiten bestimmten Haken.

„So, da modere du, oder siege zerfegt ins Meer hinaus! Ich bin morgen über alle Berge!“

Nun setzte er sich auf das schmale Brett, und es kam wie eine große Predigt über ihn. — Aber der Wind war zu heftig; der wirbelte dergestalt in seinen unbedekten Haaren, daß diese sich zerzaust um den fast werdenden Kopf sträubten.

Nach einem Verweilen flatterte er deßhalb wieder abwärts. Er wollte sich in sein Zimmer einschließen, um seine wenigen Habseligkeiten für die Reise zu ordnen.

Schon hatte er die Thurmthür zum Domhof wieder erreicht, als er jemand draußen an den Haupthaus hörte. Sollte es gar sein Vater sein, der, nach Hause gekommen, das Zeichen des Schlüssels entdeckt hatte? — Und er hier ohne Kopfbedeckung! Das konnte wieder Anlaß zu heftigen Fragen, zu einem Zusammenstoß geben!

Blitzschnell flüchtete er durch das offene Schiff, weit seitwärts in den Kreuzgang, wo er geraume Zeit verweilte. Dann kehrte er um die dicken Mauern herum in den Thurm zurück. Er vernahm nichts mehr.

Einmal allerdings schien ihm ein Geräusch von der Holztreppe herunterzuschallen. — Täuschung! So schnell konnte kein Mensch nach oben laufen, am wenigsten sein Vater.

Wahrscheinlich war nur der Küster, der die offene Plankentpforte bemerkte hatte, im Hof gewesen.

Thür nebst Pforte verschlossen und dann hinüber ins Correctorat und in seine Stube eilen, war das Werk weniger Minuten!

Lange hatte er noch nicht gefrauent, als von der Gasse ein Rufen und Schreien zu ihm drang.

Er röhrt das Fenster auf. „Was ist passirt?“

„Jesus Christus, es hat sich jemand vom Thurm gestürzt!“

Im Moment hatte er wieder den Schlüssel gepackt und stand auf der Straße.

„Mehr Menschen kamen von rechts und links angerannt.

„Wo? Wo?“

„Dort von der Spitze! Eine Frau oder ein Mädchen! Sie ist hängen geblieben, kann aber jeden Augenblick weiter fallen! — Wo ist der Schlüssel? Wo der Küster?“

Albert sah oben am Helm etwas Röthliches, und dann war er allen voran. Beim zitternden Aufschrecken stauten sich die nachdrängenden Leute hinter ihm; auf Stufen und Sprossen vermochte ihm niemand zu folgen.

Dort am Fuße der obersten Leiter aber, hundert Meter über der Tiefe, hing sie, nur gehalten von ihrem starken Kleiderrock, der sich über die äußerste Kante eines in die Luft hinausragenden Brettes geholt und in einen derben Gerüstnagel verfangen hatte.

Albert wußte längst, wer es sei. — Er schloß die Augen; ein harter Tritt auf das Brett, und das Kleid konnte zerreißen!

Doch sofort war die Schwäche überwunden. Er röhrt den Strick aus der Tasche, um ihn der Schwäbenden zunächst um den Leib zu ziehen, damit sie nicht abstürzen könne; dann legte er sich, vorsichtig friechend, neben ihr über das Gerüst hinaus und vollzog besonnen und kräftig das Rettungswerk.

Nach wenigen, aber entscheidlichen Minuten hatte er sie unter eigener höchster Gefahr geborgen!

Albert dachte an nichts anderes, als daran, ob Freya bei ihrer schweren Erkrankung mit dem Leben davon kommen würde.

Die Fluchtgedanken waren nun überhaupt überflüssig.

Dem Corrector war das fühlige, unsichtige Benehmen seines Sohnes von Augenzeugen geschildert worden, und noch eins, was noch tieferen Eindruck auf ihn machte, hatte er erfahren: die Geschichte des Strides.

Die Mutter hörte sie von Albert, und der Vater von der Mutter.

Albert wußte nicht, wie ihm geschah, als der Vater ihn an seine Brust zog und mit bebender Stimme, die dem Jungen durchs Herz schnitt, röhte: „Bergieb, vergieb mir, mein Sohn! Ich bin der Strafbare, nicht Du!“

Sein Vater hatte ihn also doch lieb gehabt! Dies Bewußtsein erfüllte ihn mit Wonne; aber er vermochte es nicht zu ertragen, den Vater so demütig zu sehen. —

Als Freya wieder kräftig genug geworden war, berichtete sie: „Es war gewiß sehr thöricht von mir; doch bedenkt nur meine Aufregung! Ich war ja leider sehr überdrückt, und wie ich dort oben die Mütze erkannte, meinte ich, Albert habe sich hinabgestürzt, statt sich zu erhängen. Dann weiß ich nur noch, daß ich bei der Vorstellung seines Sturzes durch die Sprossen unter mir schaute und die unruhigen schwarzen Punkte sah. Und nun zog es mir ganz sonderbar vom Leib in die Kehle. Von dem Moment an erinnere ich mich an nichts mehr.“

Seit jenem Sonntagnachmittag auf dem Domthurm sind viele Jahre verflossen.

Freya hat das Examen gemacht, trotzdem sie es einst für einen Unsiinn erklärt, und trotzdem sie nicht Lehrerin werden wird.

Sobald Captain Struelius, auf den die ganze Familie stolz ist, von seiner Reise zurückkehrte, soll die Hochzeit sein. Auf die nächste Reise nimmt er dann mit Erlaubniß des Vaters seine junge Frau mit. Anfangs hatte er sich gegen diesen Plan gesträubt, allein Freya erklärte: „Wenn zwei sich zwischen Himmel und Erde nicht verlassen haben, wie wir beide, dann gehören sie auch auf der See als Kameraden zusammen. Ich thue nicht anders!“ Da hatte er sie in die Arme geschlossen und gesagt: „Eins im Glück, eins in Gefahr! Du bist ein Weib nach meinem Herzen, eine echte Seemannsbraut!“

Nachdruck verboten.

Spruch.

Manch jungen Künstlers Siegesfreude zögelt
Ein Künstlerleid, für Worte fast zu fein, —
Die drückende, wehmüthig-edle Pein
Des Schülers, der den Lehrer überflügelt.

Frida Schanz.

Nachdruck verboten.

Weisse Fäden.

Plauderei von B. W. Zell.

 ie offene Halle auf der Anhöhe an der westlichen Seite des Gartens gewährt einen herrlichen Ausblick auf den See und seine maligen Ufer.

Die Säulen der Halle sind mit purpurnen Laubgewändern umzogen, als habe man sie zur Ankunft eines lieben Gastes besonders geschmückt. Goldiger Nachmittags-Sonnenschein liegt auf der Landschaft, und die klare Luft des Herbstes gestattet einen weiteren Fernblick als sonst. Über den Wäldern dröhnen blauer Duft, das kleine Laubgehölz am Fuß der Anhöhe in hundert satten Farben schimmernd! Den Horizont schließen weißleuchtende Gebirgsköpfe in den klaren Himmel hineinragen; auf dem See unten gleiten, wahllos verstreut, eine Anzahl Riesenschwäne, denn als solche könnten die zierlichen Segelboote gelten, die fröhliche Menschen hinaustragen zum letzten Genuss des schwindenden Sommers.

In der Halle sitzen ein Mann und eine Frau. Zwischen ihnen befindet sich ein behaglich gedeckter Kaffee-tisch, den ein wilder Strauß von bunthabigem Herbstlaub schmückt. Kaffemaschine und Tassen sind zur Seite geschoben; die Mitte des Tisches nimmt jetzt ein Weintrinker mit langhalsiger Flasche ein. Und die Frau schenkt den duftenden, topasfarbenen Rheinwein in die Römer und hebt dann den ihren empor.

„Auf Ihre Heimkehr, Freund! Und daß es Ihnen wieder gefallen möge in deutschen Landen.“

Er leerte sein Glas mit dankender Verneigung und sah sie dann nachdenklich an.

„Gefallen, Frau Frida? Ist das kühle, nüchterne Wort am Platze, wenn man in Ihrer Gesellschaft weilt — inmitten eines Herbstzaubers, wie ihn nur die Heimat kennt?“

Sie blickte ernst an ihm vorbei in das leuchtende Landschaftsbild hinaus.

„Und doch ist's Herbst, — die Zeit des Sterbens und Vergehens in der Natur, die sich nur zum Schein noch, vielleicht um den Menschen das Herz nicht allzuschwer zu machen, an guten Tagen in ein schimmerndes Prachtgewand kleidet.“

„Natürlich!“ lachte er leise auf. „Auch die Natur hat ihre beaux jours.“

„Von denen wie nur allzugenau wissen, wie vergänglich sie sind,“ beharrte sie.

Er beugte sich vor und schaute prüfend in ihr Gesicht.

„Also ganz die alte geblieben, — ganz die kritzelnde Pezzimistin von ehemals!“ murmelte er schmerlich. „Als ich Ihnen zum letzten Mal hier an derselben Stelle gegenüber saß, war es Frühling, — und auch unser Frühling ist, wie der Herbst, schöner und herrlicher als in andern Zonen. Und doch konnte all die Herrlichkeit um uns herum Sie damals nicht weich stimmen, und Sie gaben mir jene herbe Antwort auf meine lebhende Frage, die mich forttrieb aus der Heimat.“

„Ich gab die Antwort, die ich geben mußte, die ich Ihnen und mir, ja Ihnen noch mehr schuldig war als mir selber,“ entgegnete sie leise.

Der Mann lächelte bitter auf.

„Mir — schuldig! Das Glück, daß Sie in Ihrer Hand halten und mir weigern, sind Sie mir schuldig, — nichts weiter, Frau Frida!“

Siewendete sich mit abwehrender Geberde von ihm.

wenn er es nur beim rechten Ende anzusangen weiß! Doch die Frau da vor ihm ist nicht wie tausend andere, sie will nicht besiegt, sie will überzeugt werden.

Langsam, denn seine Hand zitterte, füllte er die Gläser wieder.

„Ich danke Ihnen für das gute Wort, Frida, das ich im Herzen bewahren werde, wie es auch kommen mag nach dieser Stunde. Denn Freunde, gute Kameraden, werden wir doch immer bleiben, nicht wahr? Und darauf wollen wir anstoßen.“

Sie that nach seinem Begehr; in ihren großen braunen Augen, die sich den Kinderblick bewahrt hatten, schimmerten Thränen.

„Und nun, liebste Freundin, lassen Sie uns einmal ohne jede Erregung, oder vielmehr zu deren Beschwichtigung, ein wenig über den Herbst disputationen. Es war, wie ich schon einmal bemerkte, Frühling, als wir zum letzten Mal hier zusammen sahen, — ein Tag, sonnenverstärkt wie heute, ein echter, wonniger Maienitag. Drüber die Wälder dunkel, wie heute, nur der blonde Hauch darüber fehlte; das Laub an Bäumen und Sträuchern zartgrün, schleierhaftig, aber doch einförmig, und hier auf dem Tisch standen Blümchen statt des farbenzarten Herbststraußes.“

„Ich sehe das alles vor mir, als wär's gestern gewesen,“ flüsterte sie.

„Das ist mir lieb, — Sie werden mithin die beiden Bilder, das wirklich vor uns liegende und das nur vom Geist reflectierte, um so besser mit einander vergleichen können. Und nun sagen Sie mir offen, ohne Voreingenommenheit, — welches von beiden ist reizvoller?“

Ein feines Lächeln umspielte ihre Lippen.

„O, ich weiß, wo Sie hinaus wollen, aber der Wahrheit die Ehre: Für das Auge ist die Herbstlandschaft schöner, der Frühling tauchte dafür alles in ein Meer von Duft!“

„Und der Herbst hält es in einer Farben-Symphonie, — das eine dürt hinter dem andern nicht zurückstehen! Jedenfalls entdeckt mein Auge da und dort am Ufer Wälder, die die Landschaft stizzieren. Der Frühling hatte sie nicht hergelöst; oder doch nur zum fröhlichen Herumswärmen; die ernste Arbeit, die gesegnete Schaffensfreudigkeit trat erst im Herbst hervor.“

Aber des höchsten Vorzugs, den der Frühling hat, gedenken Sie nicht, „sag sie lebhaft ein. „Im Frühjahr geht's bergan und nur bergan; wir haben eine Steigerung zu erwarten, auf eine Zukunft zu hoffen, denn der genussfrohe Vollsommer steht bevor! Im Herbst aber geht's bergab, das Jahr, — wir wollen's immerhin mit dem Leben vergleichen, denn daraus ziehen Sie ja doch hinaus, — neigt sich seinem Ende zu, und nur der Winter folgt nach, der lange, kalte, trostlose Winter!“

„Trostlos, Frida? Wenn man im behaglichen Lampenschein bei wärmendem Feuer zu zweien sitzt und die genossenen Sommerfreuden in der Erinnerung noch einmal durchstößt, — die reichen Schätze, die das Jahr, der Herbst gezeitigt, ordnet zu bleibendem Gewinn?“

„Ach,“ rief sie ungeduldig, „lassen wir doch die Bilderrätsel und nennen bei rechtem Namen, was Sie mit all diesen Allegorien ja doch einzügig und allein meinen! Wenn die Zwei, die da im ruhigeren Selbstgenügsamkeit den Winter erwarten, Frühling und Sommer mit einander genossen, wenn sie beide vor des Lebens Herbstzeit stehen, dann ist eben die Harmonie vorhanden, die allein das Glück erzeugt. Aber wenn für die Frau die Blüthe vorüber ist, und der Mann in Vollkraft auf der Mittags Höhe des Lebens dasteht, dann, mein Freund, ergibt dies ein Missverhältnis, das verhängnisvoll für beide werden muss. Und darum bitte ich Sie, — lassen Sie uns den Disput über den Herbst abbrechen!“

Sie hatte so leidenschaftlich gesprochen, daß er sie verwundert anstarrte. Eine kleine Pause entstand. Dann begann er wieder: „Ich wollte, wir wären noch beim Lobe des Herbstes stehen geblieben; doch sehe ich, daß Ihnen heute die Ruhe zum Disputen fehlt. Gut denn, nennen wir die Dinge beim rechten Namen und sprechen von uns selber! Wie nannten Sie Sich doch eben, — eine Frau, für die die Blüthe vorüber sei? Und mir teilten Sie ja wohl gnädig des Lebens Mittags Höhe zu?“

„So sagte ich, — und es ist, wie ich sagte.“

„Aber Sie sind doch nur wenige Jahre älter als ich, Frida!“

„Die Frau altert schneller als der Mann, und die Sitte ist berechtigt, laut welcher sie an Jahren hinter ihm zurück sein soll!“

„So ist's Herkommen und Brauch; — wollen Sie so pedantisch sein, keine Ausnahme gelten zu lassen? Was sieht ein gereifter Mann denn in der Frau seiner Herzengewalt, — ihre Jahre, ihre Jugend oder ihre Persönlichkeit an sich? Ich meine doch, die letztere. Und was sie etwa an Jugend verlor, sollte sie das nicht an Reife des Charakters, an Vertiefung des geistigen Sinns gewonnen haben? Wir kommen doch wieder auf den Herbst zurück, thure Frau; er ist und bleibt mit seiner Segensfülle und Farbenpracht nun einmal dem zarifustischen Frühling vorzuziehen, der in seinem Matengrün zwar Hoffnungen erweckt, uns jedoch Erfüllung nicht verheißen kann. Der Herbst aber ist die Erfüllung, Frida!“

Sie sah ihn an, halb zürnend, halb gefangen. Dann noch eine leise Anstrengung, sich den Sieg zu retten, und wenn dieser Sieg Herzblut kostete! Mit schimmernden Augen neigte sie sich zu ihm hinüber: „Sie haben recht, mein Freund, noch steht ich im Sommer des Lebens! Aber der Herbst naht, — schneller als Sie denken mögen, — da, sehen Sie!“

Sie strich das volle Haar an den Schläfen zurück; weiße Fäden wurden in dem Blond sichtbar. Der Freund lachte laut auf, als er es gewahrt.

„Sie lachen?“ fragte sie verlegen.

„Ja, ich lache; — soll denn auch das über Jugend und Alter, über Glück oder Unglück der Menschen entscheiden? Weißes Haar, — du lieber Gott! Ich habe die jüngsten Menschen damit umherlaufen sehen und daneben Greise, die stolz auf ihren glänzend schwarzen Scheitel waren und darum doch eben Greise blieben! Nein, thure Frau, auch das entscheidet nicht! Und bliden Sie hinaus, — sehen Sie die weißen Herbstfäden an Baum und Strauch haften, das rothe Weinlaub umziehend und tändelnd durch die Luft schweben?“

„Ich sehe es,“ bestätigte sie etwas unsicher, denn diesmal wußte sie nicht, wo er hinaus wollte.

„Wohl, — dünnst uns die herrliche Natur, die uns umgibt, darum weniger schön, weil weiße Fäden die Luft durchziehen? — Bist Du, Geliebte, reizloser und weniger begehrenswert, weil Dein blondes Haar weißen Schimmer zeigt?“

Die Frau bebe zurück vor dem plötzlich hervorbrechenden

schönen Worte, vor der Leidenschaft, die ihr aus seinen Augen entgegenlohte. Er aber fuhr stürmisch fort: „Wäre das eine Liebe, die das Recht hätte, dauernden Besitz zu fordern, ja, die auch nur den Namen einer solchen verdiente, wenn ein paar Jahre Altersunterschied, ein paar weiße Fäden im Haar sie erfassten ließen? Und meine Liebe ist erprobte, Frau Frida! Fünf Jahr ist's her, daß ich zum ersten Mal um Sie warb und großstil fortging, weil Sie nie sagten. Glauben Sie, ich hätte in all der Zeit, auf meinen Reisen in aller Herren Länder, nicht oft genug Gelegenheit gehabt, Jugend und Schönheit dauernd an mich zu fesseln? Und doch hielt mein Herz hartnäckig das Bild der Einen fest, die sich mir scheinbar durchaus als die alte Frau aufspielen und uns beide um unser Lebensglück beitreten will.“

„Halten Sie ein!“ rief sie bewegt. „Sie werfen alle meine Grundäste über den Haufen, — ich muß mich sammeln, — überlegen —.“

„Bitte, überlegen Sie, Gnädigste, ich kann warten; hab' ja lernen müssen in diesen Jahren!“ rief er übermuthig, seines Sieges gewiß. „Nur lassen Sie darüber nicht den Winter hereinbrechen, denn Winter und Einsamkeit bis zum Lebensende, — das ist trostlos, Geliebte,“ segte er ernst und bedeuend hinzu.

Die bebende Frau erhob sich.

„Morgen werden Sie Antwort haben, — jetzt — möchte ich allein sein —.“

Er neigte sich auf ihre Hände und küßte sie; und dann schritt er langsam die Stufen hinunter. Da flang es leise hinter ihm her:

„Es naht der Herbst!
Doch wallt noch heit
Mein Herz empor
In Liebesgluth. Ach, und ich weiß,
Ich armer Thor,
Es naht der Herbst!“

Athemenlos hatte der Mann gelauscht. Nun wandte er sich und jubelnd rief er zu ihr hinauf:

„So nah doch, Herbst!
Der Erste Zeit,
Die Segen bringt, —
Der Liebe Sieg! O Seligkeit,
Das Glück umschlingt
Uns nun im Herbst!“

Nachdruck verboten.

Engelfinder.

Ein Märchen von Antonie Del-Pero.

Siehe die Illustrationen auf Seite 145.

S in großen Sternensaal des Himmels hatten die kleinen Engel Gesangprobe, denn es war der Vorabend des Namensfestes der Muttergottes, und sie durften zum ersten Mal ein Marienlied singen.

Aber Sanct Cäcilia, die Kapellmeisterin der Engelsküche, hatte ihre liebe Roth mit dem unruhigen, zerstreuten Engelvolk. Bald zupften sie sich an den Flügeln, bald strichen sie sich gegenseitig ausgerupste Federchen unter die Nase und trieben sonst allerlei Schabernack. Da verlor aber Sanct Cäcilia die Geduld und stießte mit dem Taktstock dem ausgelassensten der kleinen Schülgen Schüler ganz ordentlich auf das Lodenköpfchen. „Wenn Ihr nicht besser Acht gebt, dürft Ihr überhaupt nicht singen,“ sprach sie in heiligem Zorn und flügte hinzu: „Dann werdet Ihr auch vom Festmahl nichts bekommen!“

„Ach!“ sagte ein Englein, „die Himmelskönigin hat doch keine große Freude an unseren Liedern, die sieht immer hinab auf die Erde, wo die Menschen ihre Bilder mit Rosen, Lilien und Bergkönigin nicht besänzen; dann lächelt sie so selig und hört gar nicht auf uns.“ — Natürlich verwies ihm Sanct Cäcilia diese Behauptung, meinte aber gedankenvoll: „Es ist wahr, sie muß diese Blumen sehr geliebt haben, als sie noch auf Erden war.“

„Ich weiß etwas, ich weiß etwas!“ rief nun ein ledes Bürschlein und schlug vor Freude mit den Flügeln. „Wir fliegen auf die Erde hinunter und bringen unserer Königin Kränze und Straüße von diesen Blumen; dann machen wir ihr eine größere Freude als Sanct Ursel, die mit ihren elstausend Jungfrauen schon seit drei Wochen ein Festspiel einübt.“ Alle Englein lächelten in die Händchen und flögten durch einander, daß es nur so schwirre.

„Ruhe!“ befahl die Lehrerin. „Der Gedanke ist so übel nicht; Ihr müßt jedoch hübsch artig sein.“ — Sanct Cäcilia aber ist eine edle Kapellmeisterin, und deßhalb sagte sie ferner: „Die Musik bleibt die Hauptjache! Ihr werdet das Lied singen und darnach die Blumen überreichen; also probirt noch einmal, dann mögt Ihr fliegen.“ Und siehe, da ging's ganz prächtig! Sanct Cäcilia begleitete begeistert auf ihrer Orgel, und als es zu Ende war, holten sich die kleinen Engel das Brot und flogen gegen die Erde, um Blumen zu suchen.

Ja, aber der Weg vom Himmel zur Erde zieht sich weit hin, und das kleinste der Engelen, das im Fliegen noch nicht recht geübt war, slog weit hinter den andern her und klagte, daß ihm die Schwingen erschlagen. Da die lustige Schar gerade an einer Wollbank vorüberkam, beschloß man, Rast zu halten. Nun sahen sie da und schlendereten mit den Beindchen und glätteten dem müden kleinen Brüderchen die arg zerzausten Flügel. „Ah, sieh doch!“ rief dieses, „das niedliche Hörrchen da drüber! Bitte, darf ich es holen?“ „Das werft Du bleiben lassen,“ bemerkte ein etwas älterer Engel, „das ist der liebe Mond, die süße Melone, von der Du so gerne naschest, wenn sie groß und reif geworden, und Sanct Peter sie dann mit seinem Schwerte zerschneidet und an uns verteilt. Den Kern steht der liebe Gott aber in einer Wolke, daß wieder eine neue wächst.“

Dann flogen sie wieder erdwärts. Anfangs ging das ganz sachte, doch als sie dem Ziele näher und näher kamen, wurde der Flug immer hastiger und ungestüm. Jeder wollte der erste sein und die schönsten Blumen erbeuten; der eine schloß nach rechts, der andere nach links, und so war der kleine Engel wieder allein zurückgeblieben und mußte sehen, wie er sich zu recht finde.

Aber was war das! Dort drüber leuchtete und schimmerte es ganz rosig; ja, das mußte ein Rosenstrauch voll prächtiger

Rosen sein! Glückselig flog das Englein darauf zu. Ach, welche Enttäuschung! Nur ein rosiges Abendwölzchen war's!

Betrübt flog es wieder weiter.

Da blinzelte es auf einmal blendend weiß. So rein und weiß konnten doch nur die Lilien sein. Ganz sicher, das war ein Lilienstag! Getröstet und voll Freude ließ sich der kleine Engel darauf niedergeschweben. „Urrr! Wie frostig und salt es ihn anwehte! O, der Trug! Das arme Englein hatte sich auf den schneigen Kinn niedergelassen, und es mußte nun, so rasch es die müden Schwingen vermochten, weiterfliegen, wollte es nicht hier erstarrten und zu Grunde gehen. „Ah, wenn ich doch meine Brüder finden könnte!“ sagte es, „mir wird es so lange, allein hier auf Erden!“ — Aber Gott sei Dank! Diesmal konnte es nicht trügen. Da unten war wirklich eine große Wiese voll der schönsten Bergkönigin nicht. Wie lieblich blau das schimmerte! Es war eine Freude niederzusehen! Der Gedanke, daß es nun doch solche Blümchen genug plüden könnte, belebte das Englein wieder; es wollte einen großen Kranz davon binden. Hastig flatterte es darauf hin. Gott, was für ein Schatz! Plumps! machte es, und wäre es nicht gleich wieder emporgeschossen, es wäre ertrunken, das arme, unerfahrene Englein, denn die Wiese, die war keine Wiese, das war ein blauer See! — Da setzte sich nun das Englein auf einen Stein am Ufer, hielt sich einen Flügel vor die Augen und weinte bitterlich. Lange hatte es schon so dageessen, als ein Schmetterling herangeslogen kam. Es war ein bescheidener Kohlweissling, — die prächtigen, buntfarbigen Falter gab es das mal noch nicht, — und dieser Kohlweissling umgaufte verwundert und erstaunt das Englein. Und als er seine Neugier nicht länger zähmen konnte, fragte er: „Du, wo bist denn Du her?“ Da nahm das Englein den Flügel vom verweinten Gesicht und sah den Schmetterling. „Ah,“ sagte es, „ich bin vom Himmel.“

„Dort sind wohl sehr schöne Schmetterlinge?“ erkundigte sich der Kohlweissling und blickte voll Bewunderung und Schnüffeln auf die bunten Englein-Schwingen. „Was macht Du denn aber hier auf Erden?“ fragte er weiter. Und da erzählte das Englein all sein Unglück und schluchzte und schluchzte.

„Wenn's nichts weiter ist, da sei nur ruhig!“ tröstete der neue Kamerad. „Blumen will ich Dir zeigen, wie Du noch nie schönere gesehen. Komm nur mit, sie sind gar nicht weit von hier.“ Da slogen sie selbster in zierliche Gärten und blumige Wiesen, und die süßesten Rosen, die zartesten Lilien und die blauesten Bergkönigin nahmen sie. Das Englein hatte nun einen herrlichen Strauß und war ganz glücklich. Da bemerkte es, daß der Abend schon da sei und es die höchste Zeit wäre, heimzukehren. Es dankte dem Schmetterling und rief: „Wenn Du irgend einen Wunsch hast, lieber Schmetterling, so sag es, ich will dann die Himmelskönigin bitten, daß sie ihn Dir gewähre, weil Du mir so hilfreich warst.“

Der Kohlweissling schaute das Englein verlegen an, worauf er leise sprach: „Deine Schwingen haben gar wundersame Farben; ach, lieber Himmelsfalter, ich wäre so glücklich, wenn meine Flügel auch ein wenig bunt wären! Die Blumen hätten mich dann viel lieber; vielleicht kannst Du es erwirken!“ „Ich will sehen, was sich ihm läßt,“ meinte das Englein lächelnd und flog aufwärts. Auf die Brüder konnte es nicht warten, die waren gewiß schon daheim; da hatte es wirklich große Eile. Aber das war bald gesagt. Der Himmel hatte sich inzwischen überzogen, und wie sollte es nun das Himmelsstor find in dem unermehlichen Raum! Zugem begann es zu tropfern, und der feine Sprühregen erfrischte wohl die Blumen, machte aber auch die Schwingen des Engleins naß, daß sie bei jedem Flügelklatsche klatschten. Da befand es sich wirklich in einer sehr schlimmen Lage! Es konnte sich nicht einmal ausruhen, denn in den feuchten Nebel hineinzusitzen, da würde es sich nur den Schnupfen geholt haben. Es dachte daran, wieder zur Erde zurückzutreten und den Schmetterling um Nachtherberge zu bitten; aber es war noch nie dagekommen, daß jemand vom Himmel eine Nacht auswärts zugebracht hätte, und die Hausordnung war streng. Das Englein seufzte: „Wäre ich nur daheim; nie wieder will ich auf die Erde hinunter!“

Eben wollte es wieder zu weinen beginnen, als es einen Sonnenstrahl hervorbrechen sah; und wie groß war seine Freude, da es gewußte, wie vom Himmel der Regenbogen herausgeschoben wurde und ganz nahe an ihm, dem Englein, vorbei. O, jetzt war es gerettet! Es faltete die Flügel hübsch auf den Rücken, stieß den Blumenstrauß darunter und krabbelt auf allen Bienen den Regenbogen hinan und schnurstracks zum Himmelsstor hinein.

Im Flur aber stand Sanct Peter und zog den Regenbogen zurück. „Ah, liebster Sanct Peter, wie danke ich Dir,“ rief das Englein, „ohne Deine Hilfe hätte ich mich nimmer heimgefunden!“

„Das ist nett von Dir, Resthälfchen, daß Du rechtzeitig kommtst und so wunderschöne Blumen mitbringst,“ sprach Sanct Peter wohlmöllend, „aber sage mir, wo sind denn die andern?“

„O!“ machte das Englein, „find die noch nicht da?“ „Nicht ein Flügel von ihnen!“ polterte der alte Mann. „Wenn nun der liebe Gott erfährt, daß die Schlinge bei Nacht und Nebel draußen herumstiegen wie die Fledermäuse! Sanct Cäcilia soll mir noch einmal mit ihrem Erlaubniß kommen! Viel zu schwach ist sie gegen Euch Geisidel; ich aber habe dann beim Herrgott die Suppe allein auszueißen!“ Hastig schlug er den Schlauch über einander und ging mit großen Schritten auf und ab.

Darauf schob er sich in seine Portier-Loge, holte die Hornbrille hervor und spähte auf die Erde hinunter, während das kleine Engelen, das sich auf Sanct Peter's Großvaterstuhl gehockt hatte, dort todmüde einschlief.

„Aha!“ brummte der Himmelspörtner nach einiger Zeit, „da drunter seh ich was platt von einem Wolfenberg zum andern. — Die kennen sich auch nicht mehr aus! — Ich sollte sie eigentlich noch eine Weile zappeln lassen, will ihnen aber doch helfen.“ Damit nahm er den Abendstern vom Nagel, bauchte ihn an, fuhr mit dem Armel ein paar Mal darüber, so daß er wie eine Laterne erstrahlte, und hängte ihn vors Thor. Nicht lange, und man hörte leisen Flügelschlag.

Unbemerkt wollten die verspäteten Bürschchen an dem Pörtner vorbeischleichen. Aber Sanct Peter kam ihnen zuvor. „Hierher, in meine Stube!“ gebot er, „mit Euch habe ich ein Hühnchen zu plücken!“ Mit gefensterten Flügeln huschten sie hinein, einer wollte sich hinter dem andern verstecken. „Stillgestanden!“ commandirte Sanct Peter. „Schöne Wirtschaft das! Wo seid Ihr so lange geblieben? Nicht einmal Blumen

Nachdruck verboten.



Fischreicher.

Nach dem Bilde von H. Lehnert.

habt Ihr! Und wie sieht Ihr denn aus! Ihr seid ja bestießt mit eitel Honig!"

Die lieblichen Schwärmer standen schuldbedrückt da und stotterten durch einander. „Einer spreche!" entschied Sanct Peter streng. „Bitte, bitte!" begann nun einer, „sag's nur nicht weiter, lieber Sanct Peter! Als wir auf der Erde ankommen, jähren wir nämlich ein herziges rundes, aus Stroh geflochtenes Häuschen, das hatte gar keine Fenster, nur eine kleine Thür, und war wunderschön. Wir wollten bloß sehen, wer da drin wohne, und frohen hinein. Aber es wohnte niemand darinnen, doch dafür gab es eine Unmenge des süßesten Honigs, und den — den haben wir ausgegefressen!"

„Alle Wetter!" rief Sanct Peter, „einen Bienenstorb habt Ihr ausgeplündert, während die armen Thierchen gerade ausgeschwärmt waren! Auch das noch! Na, wartet!"

Aber, Sanct Peter, wir haben uns ja nichts Schlimmes dabei gedacht," bat der kleine Worführer; „und dann wollten wir auch gleich Blumen suchen, allein die Dämmerung hatte sie schon zugedeckt, und wir konnten sie nicht mehr finden."

Wie Sanct Peter noch so brummte, unzufriedig, was er machen sollte, — denn im Grunde genommen hatte er ein sehr weiches Herz und wollte die wilde Schar gern vor härterer Strafe bewahren, — stand Sanct Cäcilia unter der einen Himmels-thür und hatte alles mit angehört. Sie schlug die Hände zusammen und jammerte: „Du meine Güte! Jetzt ist alles aus! Ach, das schöne Lied, das ich eigens für das Fest componirt habe, kann ich gar nicht mehr singen lassen, denn nun sind sie mir bei dem schlechten Wetter dranzen gewiß jammt und jonders heiser geworden!" Sanct Peter hörte ihre Klage. In seinen guten Augen zwinkerte ein kleiner Schalk; wäre er nicht ein solch heiliger Mann gewesen, man hätte an ein klein wenig Schadenfreude glauben können.

Sanct Cäcilia rief nun die Englein zu sich, die beschämten heranschlichen. „Eigentlich müßte ich mir jetzt die Rüthe aus der Kometen-kammer holen, aber wir wollen erst die Himmelskönigin selbst darüber entscheiden lassen." Sie wedte das in Sanct Peters Stuhl eingeschlaflene Engelchen leise, nahm es nebst den Blumen auf ihren Arm und hiess die Mäusehälter sich hinauf trollen in den Audienz-Saal der Himmelskönigin.

Die Mutter Gottes machte ein recht ernstes Gesicht, als sie das Geschehene erfuhr, aber wie sie dann auf das noch halb verschlaflene um sich blickende kleine Englein schaute, das ihr die köstlichen Blumen entgegenstreckte, da schimmerte es feucht in Mariens milden, strahlenden Augen. Sie küßte das Engelchen und drückte die Blumen ans Herz. „Um Deinetwillen," sprach sie, „sollen Deine Brüder nicht zu hart bestraft werden; sie mögen heute ohne Abendbrot zu Bett gehen und dürfen am nächsten Himmelfeste, wenn sie gesungen haben, nicht weiter theilnehmen. Du aber sag', wie ich Dir die große Freude, die Du mir gemacht hast, vergelten soll?"

Da brachte das Englein, das selbst im Halbschlummer sich sofort seines Versprechens erinnerte, flugs den Wunsch des Kohlweihlings vor. Die Himmelskönigin lächelte und sprach: „Gern gehöre ich Dir diesen Wunsch, und weil Du ein so gutes kleines Herz hast, sollst Du fortan in meiner Nähe bleiben und die Schleppen meines Sternenmantels tragen helfen."

Als nun am nächsten Morgen die Sonne auf die Erde hinab schaute, sah für einen Schmetterling, der voller Freude von einem Blüthenfeld zum andern schwirbte; alle Blumen aber staunten über ihn, denn er hatte prächtige goldschimmernde Schwingen, ähnlich denen eines Engleins! — Und der wurde der Stamvvater aller bunten Schmetterlinge auf Erden.

Der Thurm Karls V. in Spezia.

Zu dem Bilde von H. Corrodi. — Siehe Seite 148.

Das Heft 5 des laufenden Jahrganges der Illustrirten Frauen-Zeitung brachte Hermann Corrodi's, ‚heiligen Brunnen zu Jerusalem', ein prächtiges Bild, das den Lesern noch in bester Erinnerung sein wird. Gleichzeitig wurde auch eine kurze Biographie des ausgezeichneten Künstlers gegeben. Heute sehen wir wieder eine seiner padenden Landschaften des Südens vor uns, den zum Gedächtniss an Kaiser Karl V. benannten, malerischen, alten Befestigungsturm an der Bucht von Spezia. Spezia liegt zwischen Genua und Livorno, an einem der schönsten Punkte der Riviera di Levante. Wie herrlich das Klima dort ist, mag aus dem Umstande erschen werden, daß man am Hafen in einer Allee von Oleandern wandelt, die in freier Erde zu ungemeinlich starken, hochblättrigen Bäumen erwuchsen. Spezia's Wein und sein Olivenöl sind weitinh berühmt. — Wir sehen auf dem Bilde, wie das tiefblaue Mittelmeer mit hoch emporgehobenem weißen Schaum gegen die rothbraunen Küstenfelsen brandet. Der Himmel scheint Sturm zu thun; eine gebogene Pinie legt Zeugnis dafür ab, daß Aeolus hier oft kräftig seine Schläuche zu öffnen pflegt. Durch den Zellen vom Winde geschütt, raffen Fischer, die an diesen klassischen Gestaden, wie schon seit vielen, vielen Jahrhunderten ihre Vorfahren, zufrieden ihr hartes Brod erwerben. v. M.

Nachdruck verboten.

Abschied.

Zu dem Bilde von C. Bennewitz v. Loeser jr. — Siehe Seite 149.

Ein verschwiegenes Edelchen im Schilf, eine weite blonde Seefläche, die den Blick in entlegene Herne lenkt, und zwei junge Herzen, die von einander scheiden müssen, wer weiß, wie lange! Es ist eine alte Geschichte: die beiden sollen sich nicht haben und wollen doch nicht von einander lassen. Und sie thun's nicht, das darf man ruhig glauben! Das flüssende Rohr könnte von manchen Liebesgeschichten mit traurigem Ausgange erzählen. Mancher Treuschwur ist im Laufe des Jahre gebrochen worden, manches Herzzeid ward von dem blauen Spiegel still zugedeckt. Unsere zwei Liebenden aber hegen kein Mißtrauen unter einander, nur den schweren Kampf gegen die schlimme Außenwelt haben sie gemeinsam auszufechten. Freilich ist's da noch immer schwer genug, auseinander zu gehen und jedes für sich allein weiter kämpfen zu müssen. Aber unerschütterlich ausharrende Liebe bleibt selten ohne Erfolg; die zwei Leutchen mögen sich trösten: Der Abschied ist bitter, doch einer fürs Leben ist er nicht!

M. R.

Nachdruck verboten.

Fischreicher.

Zu dem Bilde von H. Lehnert.

Ein Stillleben von Hildegard Lehnert, deren hervorragende Leistungen auf den verschiedenen Gebieten des Kunstmärktes unseres Vereinigen bereits bekannt sind, erweckt jetzt Interesse, denn eben so manigfach und eigenartig wie die übrigen Schöpfungen dieser Künstlerin sind auch ihre Gemälde: Blumen, Stillleben und Landschaften in Öl und farbigen Kreideen (Pastell), mit denen sie schon frisch auf den großen deutschen, wie den ausländischen internationalen Ausstellungen in die Öffentlichkeit getreten ist. Hildegard Lehnert, die sich bis zu ihrem 24. Jahr der Musik gewidmet hatte, einem Fach, das sie eines Armleidens halber aufgeben mußte, begann ihre Studien bei Clara Löbbecke und setzte sie bei Professor Carl Gussow fort. Ein späterer längerer Aufenthalt in Frankreich, Belgien und Holland bestärkte sie in der Vorliebe für die großen niederländischen Meister, von denen sie viel gelernt hat, ohne daß sie zur Nachahmerin wurde; vielmehr ist sie im besten Sinne modern.

Das vorliegende Gemälde zeigt alle Vorzüge, die den Bildern der Künstlerin eigen sind. Meisterhaft ist auf dem Original das silbergrau Glänzende und Schillernde des Gefieders der schönen Fischarten wiedergegeben, deren Jagd mit Fallen einst den vornehmsten Sport bildete. Wie fein ist der Gegenzug zu den im Vordergrunde liegenden Nejen und dem graugrünen Schilf! Hildegard Lehnert's Compositionen sind immer geschmaßvoll und frei von der Überladung, zu der technische Geschicklichkeit in der Wiedergabe der Stoffe andere so leicht verführt.

Die Künstlerin malt mit Vorliebe Federwild. Das wunderbar Glänzende und Schillernde des Gefieders bietet ihr stets neue Farbenprobleme. Aber auch Fische mit irisierenden Schuppen und perlmuttartig blinkende Schaltiere des Meeres hat sie mit gleichem Geschick zu ihren Vorwürchen verwendet. — Zur Zeit beschäftigt sich Hildegard Lehnert mit dem Studium der Blumen in Freilicht, wie überhaupt jeder Erfolg sie nur ansehnert, auf immer neuen Wegen die Natur darzustellen.

El. Q.

Reaktionen-Wort

Fragen.

Arsenal-Austern. — Gibt es in Venetia heute noch die einst angesehenen so berühmten Arsenal-Austern? Vielleicht erheitert mir eine Leserin darüber freundliche Auskunft?

L. v. P.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagwörtern hin.)

Art. A. D. M. in S. — Die Kunsthalle von Professor von Lützenhof in Löbau wird sehr gelobt.

Ungarin. — In Österreich ist der Nebenschluß der Frauen gegen Männer 104,4 : 100, in Ungarn 101,5 : 100.

Frau v. A. Stuttgart. — Die Bestimmungen über die Reform des preußischen höheren Mädchenschulwesens sind amtlich erschienen und von Wilhelm v. A. (Vesper'sche Buchhandlung) in Berlin zu beziehen.

Jägerin. — Die Ausstellung von Jagd-Trophäen in Berlin findet im Januar und Februar 1895 statt.

Gs., Wien. — Die erste deutsche Apotheke soll in Frankfurt a. M. bestanden haben.